

Den Abschied gestalten

Erinnerungen an eine Kindheit auf dem Dorf

Ingeborg Endres-Häusler*

Der Versuch, mich dem großen Thema „Umgang mit dem Sterben“ zu nähern, führt mich unweigerlich in die Welt meiner Kindheit zurück: ein Dorf in Oberschwaben, versteckt hinter Wald und Hügel, seit vielen Jahrhunderten hier verwurzelt; eine alteingesessene Gemeinschaft von vielleicht 160 Menschen, Bauern zumeist, eingebunden in den vorgegebenen Rhythmus ihrer täglichen Arbeit und in eine Vielzahl von Gebräuchen, welche das Zusammenleben regelten und krisenhafte Lebenssituationen bewältigen halfen; ein überschaubarer, in den 60er und frühen 70er Jahren noch relativ intakter Kosmos, nur wenig berührt von den Entwicklungen und Errungenschaften „modernen“ Lebens.

Auf den Bauernhöfen wohnten drei, manchmal vier Generationen zusammen. Die meisten Menschen starben, mehr oder weniger alt, mehr oder weniger krank, in dem Haus, in dem sie auch geboren worden waren oder doch zumindest viele Jahre ihres Lebens verbracht hatten.

Den Tod anerkennen

Mein Großvater war Mesner im Dorf und begleitete den Pfarrer, wenn dieser gerufen wurde, um jemandem die Letzte Ölung zu geben. Das „Versehzeug“, in jedem Haushalt sorgsam verwahrt, wurde nun bereitgestellt: ein Kreuz, zwei Leuchter mit geweihten Kerzen und ein Gefäß mit Weihwasser auf einem Tablett, alles aufgebaut auf einem Tisch, über den – als Altardecke – das weiße Versehtuch gebreitet war. Das Aufstellen der Versehgarnitur am Bett des Sterbenden war ein erstes Abschiedsritual, eine Handlung, in der die Menschen den nahenden Tod anerkannten.

Sobald der Tod eingetreten war, galt es, die nächsten Schritte auf dem Weg des Abschieds zu tun. Der Verstorbene wurde von den Angehörigen

* Ingeborg Endres-Häusler, Diplompsychologin, Mutter dreier Kinder. Sie arbeitet (ehrenamtlich) im Bereich anthroposophischer Heilpädagogik und ist Redakteurin der Zeitschrift *LIES – Lebenshilfe in eigener Sache*, München. – Siehe auch die Gedichte von ihr in diesem FLENSBURGER HEFT.

gewaschen, hergerichtet und in der Stube des Hauses, manchmal auch im Schlafzimmer, aufgebettet – das Tischchen mit dem Versehzeug immer neben dem Leichnam. In der Frühe des nächstfolgenden Tages tat das Totenglöckchen allen im Dorf die „Scheidung“ kund. Der Abend dieses Tages war der erste von insgesamt sieben Abenden, an denen die Dorfgemeinschaft sich in der Kirche zum Rosenkranz-Beten versammelte. Nach dem Rosenkranz ging man zum Trauerhaus, betete am Totenbett und besprengte den Verstorbenen mit Weihwasser, wozu man ausschließlich Buchszweige gebrauchte. Auch Kinder wurden, sobald sie im Schulalter waren, zum Beten und Weihwasser-Geben mitgenommen, und der Geruch von Buchsbaum ist für mich mit diesem „Heimsuchen“ von Verstorbenen verbunden.

Die ganz eigene Atmosphäre solcher Abende erinnere ich sehr genau: Alle Lebendigkeit dämpfte sich, wenn man ein Trauerhaus betrat, es wurde sehr leise und nur wenig gesprochen, ein Weinen hing manchmal im Raum. Angst habe ich nie empfunden, eher so etwas wie eine große, unbegreifliche Stille, in die ich hineingezogen wurde. Es war, als flösse die Zeit langsamer als sonst, und dieser starke Eindruck wirkte noch in mir nach, wenn ich längst wieder mit der Mutter nach Hause gegangen war.

Der Tag der Beerdigung

Drei bis vier Tage blieb ein Verstorbener aufgebahrt und wurde allabendlich von den Nachbarn besucht. Dann, am Tag der Beerdigung, stellte die betroffene Familie in der Frühe das Tischchen mit dem Versehzeug vor das Haus. Dies war das Zeichen dafür, daß alsbald jemand „seinen Gang tun“ mußte. Zu gegebener Stunde versammelten sich am Haus alle, die den Toten auf seinem Weg zum „Gottesacker“ begleiten wollten, und für den Grabhügel bestimmte Blumen und Kränze wurden bei dem Tischchen abgelegt. Nach strengen Regeln formierte sich nun der Trauerzug. Zwei Buben trugen die Totenfahne und das schwarze Totenkreuz voraus, dahinter kam der Sarg, danach der Pfarrer, die nächsten Verwandten, der Kirchenchor, dann alle anderen Trauergäste. Einen Verstorbenen zum Friedhof tragen zu dürfen, galt als besonderes Ehrenamt, und wer um diesen Dienst gebeten wurde, bemühte sich, äußerste Würde zu zeigen.

War ein Kind gestorben, mußte der Sarg von vier Mädchen getragen werden. Diese sollten möglichst neun oder zehn Jahre alt sein, sie wurden weiß gekleidet und hatten Kränze im Haar. Starb eine junge, noch unver-

heiratete Frau, so wurde sie von vier jungen Mädchen, die über ihre schwarze Trauerkleidung weiße Schärpen gelegt hatten, zum Friedhof getragen. Außer Fahne und Kreuz führte man im Trauerzug dann noch eine aus Blumen gesteckte „Krone“ mit. So gab es verschiedene äußere Merkmale, die kenntlich machten, in welcher Phase seines Lebens ein Mensch gestorben war. – Durchs ganze Dorf bewegte sich die Prozession, langsam legte man diesen letzten Weg zurück, um schließlich den toten Leib der Erde des „Gottesackers“ zu übergeben.

Der Leichenschmaus

Nach der Beerdigung kamen die Menschen zum „Schmaus“ zusammen, welcher den Sinn hatte, die vitalen Kräfte zu beleben und zu nähren, und diesem Zweck recht gut diente. Man traf hier, vielleicht zum ersten Mal seit längerer Zeit, Verwandte und Bekannte aus anderen Gegenden wieder, und beim gemeinsamen Essen erwärmte sich die Atmosphäre. Einerseits hatten die nächsten Angehörigen des Verstorbenen die Möglichkeit, ausführlich über dessen letzte Lebenstage zu sprechen, wobei stets viele Einzelheiten geschildert wurden: Welche Worte der Sterbende noch gesagt hat, wie sein Gesichtsausdruck sich veränderte, ob er ruhig war, wie der Atem ging und anderes mehr.

Dieses Erzählen vom Hergang des Todes, auch das Klagen und Jammern über den schmerzlichen Verlust, dem beim Leichenschmaus ganz selbstverständlich Raum gegeben wurde, war für die positive Bewältigung des Abschiedsprozesses und für ein schließliches Gelingen der Trauerarbeit sicherlich von großer Bedeutung. Andererseits wandten sich die Gespräche ebenso selbstverständlich auch den Alltagsdingen zu, so daß im Verlauf des Totenmahls die Trauernden an die Notwendigkeiten des Lebens erinnert wurden und dadurch unmerklich vielleicht schon den ersten Schritt heraus aus dem Kokon der Trauer taten.

Die Totenehren

Einen Monat und dann ein Jahr nach der Beerdigung wurden nochmals Messen für den Verstorbenen gelesen. Danach galt die Trauerzeit als beendet, und die Angehörigen legten Trauerflor und schwarze Kleidung ab. Die Erinnerung an bestimmte Tote blieb in der Dorfgemeinschaft allerdings oft lange wach. So berichtete man in Gesprächen gern von gewissen Fähig-

keiten, besonderen Leistungen oder Eigenarten Verstorbener, so daß wir Kinder von Menschen erzählen hörten, die zum Teil lange vor unserer Zeit im Dorf gelebt hatten. Ein anderer Anlaß, die Toten zu ehren, waren der Allerheiligen-Tag im November und die sogenannten „Hausjahrstage“: In der Zeit zwischen Dreikönig und Gründonnerstag wurden spezielle Messen abgehalten, eine für jeden Haushalt des Dorfes, wobei man aller Verstorbenen der jeweiligen Familie gedachte. So hatten Abschiednehmen und Sterben im Leben des Dorfes einen würdigen Platz.

Die alten Rituale tragen nicht mehr

Im Gegensatz zu diesen Kindheitserinnerungen steht, was ich heute – in der Großstadt lebend – bei vielen Menschen wahrnehme: angstgeleitetes Verdrängen der Prozesse des Altwerdens, Krankseins, Sterbenmüssens. Der Tod wird verwaltet – oft ist es den Angehörigen verwehrt, den Abschied von einem Sterbenden mitzugestalten, tätiges Trauern wird verhindert. Krankenhaus, Tod, Begräbnis sind voneinander getrennte Stationen, Ganzheitlichkeit und Prozeßcharakter des Sterbe- und Abschiedsgeschehens sind nicht mehr erfüllbar. Trauernden fehlt vielfach die Wärme einer Alltagsgemeinschaft mit anderen Menschen, die ihren Verlust mitempfinden und ihnen helfen könnten, einerseits neue Lebensbezüge aufzubauen, andererseits aber auch angemessen das Andenken des Verstorbenen zu pflegen. Kinder und Jugendliche werden durch die Medien mit Bildern des (häufig gewaltsamen) Todes überflutet, dürfen aber *in Wirklichkeit* den Umgang mit Tod und Sterben nicht lernen. Hoffnungsvolle Ansätze, ein neues Bewußtsein für das Sterbe geschehen zu entwickeln, zeigen sich in der Hospizbewegung, auch im Bereich der Anthroposophie. Aber es wird dauern, bis dieses neue Bewußtsein kraftvoll genug ist, um breite Schichten der Gesellschaft zu durchströmen.

Den Kosmos meines Heimatdorfes kann ich in der Großstadt nicht wiederbeleben, die alten Rituale tragen hier nicht mehr. Dennoch ist es gut, die Erinnerungen an diese Welt sorgsam zu bewahren, denn ich finde darin die Essenz dessen, was wichtig ist und neu ergriffen werden will: dem kostbaren, geheimnisvollen Leben kommt man näher, indem man die Dimension des Todes ehrt.